



„Spitzengespräch“ zum Auftakt der jüdischen Kulturwochen am Mittwoch in der Darmstädter Centralstation: Moderatorin Esther Schapira im Dialog mit dem Zentralratspräsidenten Josef Schuster (links) und Rabbiner Julian-Chaim Soussan. Foto: Andreas Kelm

Spitzengespräch statt Schlussstrich

Drängende Fragen beim Auftakt der Jüdischen Kulturwochen zu Antisemitismus in Hubert Aiwangers Schulranzen

Von Stefan Benz

DARMSTADT. Da stehen bis in den Dezember in Darmstadt jüdische Kulturwochen mit einem prallen Programm an – und dann ist allenthalben Ärger. „Es ist unerfreulich“, sagt auch Moderatorin Esther Schapira am Eröffnungsabend in der Centralstation. Eigentlich sollte man feiern, „doch wir reden über Antisemitismus.“ Die Debatte kocht ja immer wieder hoch. Jüngst erst beim Streit um Schmähzeichnungen auf der Documenta 15 oder bei den aufblasbaren Judenschweinen, die Roger Waters durch seine Rockshows fliegen ließ. Und nun eben im Zuge der Inspektion von Hubert Aiwangers Schulranzen mit einer Hetzschrift aus den Achtzigern.

„Es ist schon lange nicht mehr so viel über Antisemitismus gesprochen worden wie in den letzten Wochen“, konstatiert auch Bürgermeisterin Barbara Akdeniz am Mittwoch in ihrem Grußwort. „Und es war keine bereichernde Debatte.“ Das aber soll an diesem Abend anders werden. Als „Spitzengespräch“ apostrophiert ist der Dialog zwischen Josef Schuster (69), Präsident des Zentralrats der

Juden, und Julian-Chaim Soussan (55) vom Vorstand der Rabbinerkonferenz. Polarisierende Positionen sind von den beiden nicht zu erwarten, dafür eine genaue Betrachtung aus den Blickwinkeln von Politik und Religion.

Mails voller Hass, Jubel in Bierzelten

Auf ein Interview mit den „Tagesthemen“, in dem Schuster dem Freie-Wähler-Chef Hubert Aiwanger „fehlende Reue und Demut“ im Umgang mit seiner Flugblatt-Affäre attestierte, habe er neben Zustimmung auch vehemente Ablehnung erfahren: „Mails, so voller Hass, wie man sie selten sieht.“ Der Arzt und Funktionär Schuster kennt das: „So richtig nah kommt’s an mich nicht ran“, sagt er auf dem Podium. Nicht persönlich, aber politisch ist er alarmiert: „Was sich in den Bierzelten abspielt, erschreckt mich wirklich.“

Der Jubel für Aiwanger ist groß, die Zustimmungswerte für seine Partei steigen. Esther Schapira vermutet dahinter eine „Sehnsucht nach dem Schlussstrich.“ Der bayerische Wirtschaftsminister erscheine

offenbar als „Stellvertreter für ein deutsches schlechtes Gewissen“, das viele loswerden wollten. Er sei wohl der „Martin Walser des Bierzelts“, sagte Schapira in Anspielung auf die umstrittene Paulskirchen-Rede des Schriftstellers von 1998 („Auschwitz eignet sich nicht dafür, Drohroutine zu werden“).

Josef Schuster jedenfalls wird mit Hubert Aiwanger reden. „Unsere Büros haben Gespräche geführt“, sagt der Zentralratspräsident ohne große Erwartungen. Scheint ja eine Strafarbeit für den Penäler im Politiker zu sein, aufgegeben vom Ministerpräsidenten Söder, ätzt die Moderatorin. Zuletzt hatte Charlotte Knobloch, die Präsidentin der jüdischen Kultusgemeinde in München und Oberbayern, mit einem Entschuldigungsversuch von Aiwanger nichts anfangen können. Jetzt also ist Schuster dran: „Es gibt attraktivere Gesprächspartner“, seufzt er. „Ich glaube, er ist ein bisschen beratungsresistent.“ Einfach nur abnicken wird der Zentralratspräsident so eine Begegnung nicht: „Es ist meine Aufgabe, den Finger in die Wunde zu legen.“

Rabbi Soussan jedenfalls be-

neidet Schuster nicht: „Ich würde das Gespräch nicht haben wollen“, sagt er und wundert sich, „dass, man immer wieder erklären muss, was Antisemitismus ist.“ Und dass es „kein Verfallsdatum hat“. Was in der Causa Aiwanger so sehr befremdet, ist ja nicht der Inhalt einer Schultasche aus den späten Achtzigern, sondern die Reaktion des Politikers auf den ertappten Primaner, der er war – und wie seine Anhänger das feiern.

„Antisemitismus hat kein Verfallsdatum“

Dieses Unbehagen ist in der Centralstation wohl Konsens. Gerade kurz vor dem jüdischen Neujahrsfest Rosch Haschana, das Mitte des Monats gefeiert wird. Da soll es ja um Versöhnung und Ausgleich gehen. Aber das ist gerade in Deutschland wie in Israel schwierig.

Seit Anfang des Jahres gibt es große Proteste im Judentum gegen eine Justizreform, die von Teilen der Bevölkerung als Keil im Fundament der Gewaltenteilung wahrgenommen wird. Die Gesellschaft ist gespalten in säkulare und religiöse Gruppen, die sich mit „Geringschätzung“

gegenüberstehen, sagt Soussan nach einem Besuch in Israel. „Es ist ganz schwierig, zu überwinden, wenn diese Verachtung da ist, die Unfähigkeit zur Kompromissbereitschaft.“

Bei aller Sympathie eines orthodoxen Juden für religiöse Themen seien Auswüchse inakzeptabel. Busfahrer, die Mädchen anpöbeln, sich züchtig zu bedecken und nach hinten zu verkrümmeln – das geht gar nicht. „Judentum ist das Gegenteil“, sagt Soussan. „Das ist furchtbar: Ich fühle mich da nicht mehr zu Hause. Es fehlt mir die Mitte, das Konziliante. Wo können wir wieder zusammenkommen?“

Nun, an diesem Abend in der Centralstation ist das gewiss kein Problem. Daniel Neumann, Direktor des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden, jedenfalls zeigt mit einem Paradebeispiel des jüdischen Humors, wie eine gute Schlussstrichrede aussehen kann: „Wie schwierig es doch ist, fröhliche jüdische Kulturtage zu feiern. Wir wollen einen Schlussstrich ziehen unter all das Grauen, was einem die Laune verderben kann.“ Sprach’s und nahm das koschere Büfett ins Visier.